

Über unseren doppelten Ursprung – Hoffnung am Ende

Vortrag beim 7. Hospiz- und Palliativtag Schleswig Holstein
in Neumünster am 5. Mai 2012
Bischöfin i.R. Bärbel Wartenberg-Potter, Lübeck

1.

Der Philosoph Ernst Bloch beginnt sein großes Werk „Das Prinzip Hoffnung“ mit diesen Fragen: „Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“

Das sind Lebensfragen, mit denen Sie es in Ihrem Beruf und Ihrer Tätigkeit als Hospizgruppen zu tun haben - und jeder Mensch in seinem /ihrem eigenen Leben. Gibt es am Ende unseres menschlichen Lebens Hoffnung? Welche Hoffnung?

Man könnte auch lesen: Ist die Hoffnung am Ende? Ist sie uns ausgegangen, aufgebraucht? Ist die Hoffnung auf eine Zukunft des Planeten Erde verschlissen? Auf Gerechtigkeit und Frieden? Für die Menschheit und alle Geschöpfe? Steht noch etwas aus? Hält uns etwas aufrecht und lässt uns nicht verzagen angesichts der globalen Zerstörungen?

Am heutigen Tag frage ich mich auch: Gibt es eine *gemeinsame* Hoffnung, die die Menschen in der Hospiz- und Palliativmedizin mit denen teilen, die sie in Krankheit und Sterben begleiten? Die sie miteinander bewegt?

Eines ist klar: Hoffnung, weder als konkretes Hoffnungsziel noch als menschliche Grundhaltung, kann man niemandem einreden. Man kann sie nicht, wie eine Medizin, verschreiben, nicht, wie eine Bluttransfusion, übertragen. Dennoch ist Hoffnung ansteckend und eine Kraft, die Menschen zu großartigen Taten und engagiertem Dasein bewegt hat.

Hoffnung am Ende: Ich bin der festen Überzeugung, dass man Hoffnung am Ende *nur* haben wird, wenn man sie schon im bisherigen Leben kennengelernt hat, mit ihr auf vertrautem Fuß lebt, sozusagen. Das liegt in der Natur der Sache. In dieser Frage glaube ich eher nicht an „Last-minute“ Antworten.

Es gibt hoffnungsfrohe Menschen. Sie tragen eine Gewissheit und Lebensbejahung in sich. Woher? Warum? Das können sie oft selbst nicht sagen. Andere haben die Hoffnung auf ihrem Lebensweg verloren. Die meisten von uns haben an beidem Teil, zu Zeiten an diesem, zu Zeiten an jenem, unsere je eigene Mischung.

Viele Menschen denken: „Mit dem Tod ist alles aus.“ Ihre Vorstellungskraft reicht nicht über den Tod hinaus. Oder ihre Vernunft verbietet es ihnen.

Gefragt, ob und was denn nach dem physischen Tod noch kommen soll, kommen viele Menschen in Verlegenheit. Die Sprachlosigkeit und Scham ist groß. Man weicht gerne aus. Die Fragen werden aus dem normalen Leben ausgeklammert.

2.

In unseren westlichen Gesellschaften leben viele Menschen mit einem recht eindimensionalen Realitätsverständnis: Es zählt, was man zählen, sehen und begreifen kann, was im Reagenzglas reagiert, durch die Physik gemessen, durch die Chemie zu bestimmen ist. Was sichtbare oder messbare Erscheinungsformen hat. Selbst die Seele ist zum vermessbaren Objekt geworden durch die Psychoanalyse.

Dieses Weltverständnis ist tief in unserer Kultur verankert. Es ist das Erbe der Aufklärung: der Glaube an die Vernunft in einer messbaren Wirklichkeit. Gott als Urheber des Lebens und Lenker der Welt, so wie ihn sich frühere Generationen, und auch heute noch viele Menschen vorstellen, ist mithilfe der Naturwissenschaften immer mehr aus der Wirklichkeit hinaus gedrängt worden. Man kann die Welt offenbar ohne die ‚Hypothese Gott‘ erklären.

Wir werden alle in dieses Weltbild hineinerzogen und leben aus den Kernsätzen der Aufklärung: „Mensch, gehe heraus aus jeder selbstverschuldeten Unmündigkeit. Denke selbst! Lass dir weder von religiösen noch staatlichen Autoritäten etwas überstülpen.“ Das ist eine Art Glaubenssatz für uns moderne Menschen geworden. Daran muss sich alles ausweisen. Auch, was wir über Krankheit und Tod sagen.

Die Religionen haben auch heute ihren Platz. Seit dem 11. September 2001 aber sind wir auf das Phänomen ‚Religion‘ mit Erschrecken aufmerksam geworden angesichts des islamistischen Fundamentalismus. Fundamentalismus ist allerdings heute in allen Religionen stark, wie wir besonders aus dem evangelikalen Amerika und in letzter Zeit aus dem orthodoxen Israel wissen. Das macht Religion eher verdächtig denn sympatisch. Und die Medien bescheren uns – beflissen, möchte ich sagen - jeden Tag Negativschlagzeilen zu diesem Thema.

3.

Ich spreche heute zu Ihnen als eine Vertreterin der christlichen Religion und zugleich als eine Frau, die auch mit den Gedanken der modernen, naturwissenschaftlich und aufklärerisch geprägten Welt groß geworden ist.

Lange Jahre habe ich mich im Theologiestudium damit herumgeschlagen, auf die Zweifel des Rationalismus Antworten zu finden. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem ich mit einer Kommilitonin vor einem kritischen Text saß und wir uns beide verzweifelt angeschaut haben und fragten: „Können wir denn noch weiter zu Gott beten? Und wie?“

Der Zweifel gehört zum Theologiestudium und er verlässt einen auch danach nie ganz. Es gibt eben Gewissheiten, die kann man nicht *haben* wie eine Briefmarkensammlung. Gemäß des Rates der Aufklärung habe ich irgendwann begonnen, *selbst zu denken*, gerade auch als Frau und feministische Theologin. Je älter ich werde, desto gewisser werden mir manche Einsichten: Zum Beispiel, dass das Leben, wie es die Rationalisten und auch die meisten Naturwissenschaftler definieren, auf Krücken geht: es fliegt nicht, es singt nicht, es tanzt nicht, es träumt nicht. Und glaubt an nichts, nichts Transzendentes.

Dennoch: die Frage, wie sich Vernunft und Glaube zu einander verhalten, will immer wieder neu beantwortet werden.

Der christliche Glaube spricht und bezeugt, wie andere Religionen auch, die Existenz einer größeren geistigen Welt, jenseits der messbaren. Er spricht von spirituellen Erfahrungen, von Gewissheiten, von Utopien, vom Reich Gottes.

Wie viele religiöse Menschen rechne ich mit der göttlichen Stimme. Sie spricht zu mir in biblischen Texten und Liedern, in der Musik, in der Natur, durch Menschen, Kinder, Tiere. Auch in geschichtlichen Ereignissen. Man kann den Pulsschlag Gottes *in* den Dingen spüren, kann die Welt sakramental verstehen.

Ich stelle mir Gott als kraftvolle Anwesenheit vor, die die Welt ins Dasein gerufen und das Leben durchwaltet und erhält. Als Mose am brennenden Dornbusch Gott nach dem göttlichen Namen fragt, antwortet Gott: „ICH WERDE DA SEIN.“ Kein Namen also. Auch kein Bild. Eine bildlose Gottheit. Ich sehe Gott als Geistkraft, RUACH im Hebräischen, mit der ich sogar spreche. Viele geben den Erfahrungen der Transzendenz Namen. Auch ich kann vom ‚Ursprung des Lebens‘, ‚Quelle des Lichtes‘, ‚Hort der Gerechtigkeit‘ sprechen.

Ich sehe einen ‚Gottesfunken‘ (logos)¹ in allem Geschaffenen. Die christliche Tradition spricht von Gott *auch, aber nicht ausschließlich*, wie von einer Person: Vater, Mutter, HERR, Jehova, Ewige, Lebendiger.

Und ich glaube, dass Jesus von Nazareth der Mensch war, wie Gott ihn haben will. Er lehrt mich Mitleidenschaft mit allem, was lebt, Gerechtigkeitsdenken, Vergebung, Feindesliebe, Gewaltlosigkeit. An einen alten Mann mit Bart, wie ihn sich Michelangelo in der Sixtinische Kapelle vorgestellt hat, der auch noch willkürlich Schicksale zuteilt, glaube ich eher weniger.

Beweisen kann man das alles nicht, nicht nach dem geltenden, alles dominierenden naturwissenschaftlichen Paradigma/Denkmodell der Neuzeit. Man kann *auch nicht* begründen, warum man Vertrauen in das Leben haben sollte. ‚Vertrauen‘ ist eine der Bedeutungen des Wortes, das in der Bibel meist mit ‚glauben‘ übersetzt wird. Ein Grundverhalten. Ein Urvertrauen.

Am ehesten könnte man von *einer Art des Sehens* sprechen. Neben den äußeren Augen gibt es den Blick mit dem inneren Auge.

Der Maler Kaspar David Friedrich hat ein Bild gemalt, ein Kruzifix am Meeresstrand und dazu gesagt:

„Am nackten steinigen Meeresstrand steht hoch aufgerichtet das Kreuz: Denen, so es sehen, ein Trost. Denen, so es nicht sehen, ein Kreuz.“

Die Innenaugen sehen eine andere, innere Wahrheit. Freilich nicht automatisch. Die inneren Augen wollen immer wieder aufs Neue geöffnet und im Sehen eingeübt werden.

Die Arbeit im Hospiz und in der Palliativmedizin ist nicht normaler Alltag. Da kann man diesen Fragen nicht ausweichen.

Am Krankenbett, am Sterbebett sind die Kranken in einer existentiell einmaligen Situation. Sie wollen wissen, was ihre ÄrztInnen und die, die sie pflegen, denken.

¹ Im Prolog des Johannesevangeliums und in der gesamte Theologie des Johannes wird von diesem ‚Logos‘ gesprochen, der oft mit ‚Wort‘ übersetzt wird, aber ein viel größeres Bedeutungsfeld hat im Sinne einer schöpferischen, gestaltenden Macht.

Zugleich erleben *Sie*, die Begleitenden, dass etwas Besonderes geschieht, dass die Kranken und Sterbenden einen besonderen Weg gehen, der die Zurückbleibenden oft in Erstaunen versetzt, zuinnerst trifft, ja sogar tröstet und stärkt. Das erzählen alle, die diese Arbeit tun. Oft lassen die Sterbenden uns mit Fragen zurück, die uns in unserer Existenz ‚in Frage stellen‘. Als ob sie uns damit helfen wollten.

4.

Wenn es um Krankheit und Sterben geht, haben die meisten *ein ganz bestimmtes Bild* vor Augen: Wenn ein Mensch am Ende seines Lebensweges angekommen ist, ist das der tiefste Punkt seiner Existenz. Der Tod löscht alles aus, was gewesen ist. Er ist purer Zwang. Wir *müssen* sterben.

Für viele ist der Tod ein Gang ins Nichts, ins Dunkel. Sie blicken zurück und sehen - mit ihren Außenaugen- dass ihr Leben sich wie ein Bogen gewölbt hat vom Anfang, von Geburt an: sie beginnen ihren Weg durch den Zufall der Zeugung. Sie sind bei der Geburt Mängelwesen, es mangelt ihnen an Lebenswissen. Während sie heranwachsen, müssen sie alles Lebenswichtige lernen. Kinder in unserer Gesellschaft werden als defizitäre Noch-nicht-Menschen gesehen. Irgendwann erreichen sie den Höhepunkt des Lebens, den Zenit. Der Lebensbogen ist jetzt bis zu seinem höchsten Punkt gespannt.

Dann beginnt schon der Abstieg, das Alter: Der Bogen senkt sich. Alles nimmt ab, die Fähigkeiten zu hören, zu sehen, zu tanzen, zu denken, zu lieben, zu arbeiten. Alte Menschen verlieren vor sich selbst und anderen an Wert. Der Gesellschaft sind sie zu nicht mehr viel nütze. Und schließlich treten sie ihrem ärgsten Feind gegenüber, dem Tod. Der Lebensbogen endet im Grab. Auch viele ChristInnen deuten ihre Existenz mit diesem Bild, auch wenn sie über das Grab hinaus hoffen.

5.

Man kann auch anders auf unsere menschliche Existenz blicken, mit den inneren Augen. Mit dem inneren Auge können wir eine *doppelte Herkunft* sehen: Wir kommen aus dem Schoß unserer Mutter - und aus dem Schoß Gottes. *Wenn* wir denn aus dem Schoß Gottes kommen, *dann* beginnt unser Lebensbogen nicht zuallererst „unten“, als Mängelwesen, sondern wir haben einen göttlichen Ursprung, der „oben“ beginnt in der Fülle des Lebens. Martin Luther nennt es einen „Backofen voller Liebe.“ Wir erleben eine Art Inkarnation, wir nehmen Fleisch und Blut an.

Es ist genau die umgekehrte Bewegung wie im ersten Bild: Wir steigen seit der Geburt in das Leben *hinunter*. Unser Lebensbogen beginnt am oberen Ende eines offenen U. Indem wir in das materielle Leben treten, entfernen wir uns zugleich von unserem Ursprung. Was die Außenaugen als den Zenit des Lebens ansehen, ist, mit den inneren Augen gesehen, zugleich der Punkt der größten Entfernung vom göttlichen Ursprung.

Und in der Tat ist für viele Menschen die Zeit ihrer größten Selbstentfaltung auch die Zeit der größten Entfernung von Gott. Je mehr sie aus der eigenen Kraft schöpfen im realen Leben, umso weniger kommt Gott in ihrem Leben vor. *Sie haben das geheime Wissen über ihren doppelten Ursprung einfach vergessen.*

Aber wir haben etwas mitgenommen bei unserer Ankunft in der physischen Welt. Ein Erbe. Wir haben nicht nur die Gene unserer Eltern, sondern auch ein Wissen, eine Ahnung, einen göttlichen Funken in uns, von Gott, der/die Ursprung der Liebe, der Empathie, der Gerechtigkeit ist. Bei dem biblischen Prophet Jeremia hören wir Gott sagen: „Ich will meine Weisung in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben...“ Jer.31,33.

Von *dort* also, vom göttlichen Ursprung kommt unser Hunger nach Gerechtigkeit, unser Verlangen nach Frieden; unsere Sehnsucht nach Ganzheit; unsere Verbundenheit mit Tieren und Pflanzen; unser Einsatz für die Mitmenschen, für eine menschenfreundliche Medizin und menschenwürdiges Sterben. Auch unsere Vernunft ist Teil dieses Erbes.

Der Faden des geistlichen Erbes ist in unsere materielle Existenz eingewoben. Oft genug vergessen, verlieren wir in der Jagd nach den Zielen der materiellen Welt, umgeben ‚von Mächten und Gewalten‘, die Erinnerung an unseren göttlichen Ursprung. Wir vergessen, dass wir eine doppelte Herkunft haben.

Da ermutigen uns Worte wie die des Apostels Paulus, der von sich bekennt:

**Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben,
weder Engel, Mächte noch Gewalten,
weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes, noch eine andere Kreatur
uns scheiden kann von der Liebe Gottes,
die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.**

Röm.8,38+39

Solche Gewissheit ist ein Schutzschild gegen den herrschenden Individualismus und den zerstörerischen Materialismus unserer Zeit.

6.

Mit dem inneren Auge gesehen haben Kindsein und Altwerden einen völlig anderen Stellenwert: Kinder und alte Menschen sind auf ihrem Lebensbogen näher bei Gott. Sie kommen aus Gottes Fülle. Sie gehen dahin zurück, woher sie gekommen sind.

Die Bibel nennt es „Abrahams Schoß“; in eine andere Daseinsweise. Manche Menschen stellen sich diese ziemlich konkret in Bildern des irdischen Glücks vor. Wir gehen auf unserem Weg zum Tod zurück zu unserem Ursprung, in einen Raum, den wir schon kennen, in einen Daseinszustand, der nicht an die physische Existenz gebunden ist.

Wir tauchen auf wie aus Wasser. Wir sehen im Dunkeln das Licht. Wir werden frei und spüren, dass wir eingebettet sind in eine kosmische Ordnung. Das Woher und Wohin des Lebens münden ineinander, angstfreier, getroster in der Angst. Es ist ein Schreiten in Freiheit, eine Exkarnation durch Tod und Grab hindurch. Denn wir haben einen doppelten Ursprung. „Tod, wo ist dein Stachel?“

Im Johannesevangelium heißt es:

„Im Anfang war der logos, der ‚Gottesfunke‘, die göttliche Wirkmacht, und der ‚Gottesfunke‘ war bei Gott und Gott war der Gottesfunke. Derselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist.“ Joh1,1-3

Jesus von Nazareth, der Menschen, an dem Gott unser aller Menschsein ausrichten will, wird im Johannesevangelium als der gesehen, der die Wirkmacht Gottes in sich trägt.

Den Gottesfunken tragen wir alle in uns, jede und jeder ... und alle Geschöpfe, wie klein oder kräftiger dieser Funke auch ist!!

Im Tod kehren wir zum Ursprung zurück. Der Dichter Ludwig Uhland schrieb über den Tod eines Kindes:

**Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
ein flücht'ger Gast im Erdenland;
woher? Wohin? Wir wissen nur:
aus Gottes Hand in Gottes Hand.**

Und das kann über jedes Leben, auch das älteste, gesagt werden. Die christliche Tradition spricht in vielen Bildern über diese Dimension, über diesen doppelten Ursprung. Das Bild von unserem göttlichen Ursprung und dem Lebensbogen, der *oben*, nicht *unten* beginnt und sich wie ein großes U öffnet, entspricht in besonderer Weise dem Evangelium des Johannes.

Aber schon in den Psalmen bekennen es die Menschen, wie in dieser Nachdichtung:

**Noch ehe die Sonne am Himmel stand,
die Nacht ein Ende fand.
Noch ehe sich ein Berg erhob
zu scheiden Meer und Land,
bist du, Gott, unser Gott,
die Zuflucht für und für
Dir leben wir, dir sterben wir,
wir gehen von dir zu dir**
Eugen Eggert nach Psalm 90

Das ist ein christlicher Blick auf die Wirklichkeit. Man kann ihn nicht ‚beweisen‘. Nur darauf vertrauen, sein Leben darauf bauen. Dass da nichts sein, müsste auch erst bewiesen werden. Es sind Erfahrungen mit einer inneren Wahrheit, die für viele Menschen eine Quelle großer Kraft sind. Getragen von solchen Bildern und Hoffnungen haben Menschen äußere und innere Schmerzen in großer Tapferkeit ertragen und sind hingabebereite, getrostete Tode gestorben. Für andere ist es frommer Schein.

7.

Kann man es lernen, so abschiedlich zu leben?

Dieses Gedanken-Bild von den doppelten, spiegelbildlichen Lebensbogen, der doppelten Herkunft, habe ich zum ersten Mal in einer Osterpredigt gehört². Es hat mich tief ergriffen, ja österlich froh erregt. Nicht dass es so neu wäre. Es kommt ja auch in anderen Denkwelten vor. Es ist nur neu gefasst, neu aufgetaucht im Lichte von Ostern.

² An Ostersonntag 2012 in St. Augustinus in Lübeck durch Pastor Friedrich Fallenbacher

Noch einmal anders stellt sich mir der Tod meiner beiden Kinder vor vielen Jahren dar. Im Lichte des Gedankens vom doppelten Ursprung sind sie nicht mehr Unvollendete mit ihren wenigen Lebensmonaten. Sie sind Frühvollendete, die dem Herzen Gottes immer nah geblieben und nur zurückgekehrt sind in die Fülle Gottes.

Die Begleitung meines 90jährigen Mannes erscheint mir in einem anderen, einem österlichen Licht. Ich sehe ihn auf seinem Weg zurück zum Ursprung. Seine Schwächen und Altersmühen haben dadurch eine andere Würde. Ich selbst stehe vor den Anstrengungen des Begleitens mit größerem Respekt und größerer Liebe und kann geduldiger teilen und ertragen, was ertragen werden muss.

Der doppelte Ursprung ist *ein Bild für alle*, die es mit kranken und alten Menschen zu tun haben. Unsere Ungeduld wird konfrontiert mit dem Wissen, dass dieser Mensch auf diesem besonderen Weg ist, uns voraus, gewürdigt durch die größere Nähe zum Ursprung des Lebens.

Es umgibt sie etwas, das ich ‚Glanz der Ewigkeit‘ zu nennen versucht bin. Dieser ‚Glanz der Ewigkeit‘, den das innere Auge zu sehen vermag, wird zu einem Schutzmantel, der sie vor Ungeduld, Vernachlässigung, Verachtung, Verzweckung schützt.

Ja, dieses Bild könnte in uns, die sie begleiten, so etwas wie ebenbürtige Solidarität mit diesen WeggenossInnen wecken. Wir sehen uns dann selbst mit ihnen auf diesem Weg. Es weckt in uns mehr Respekt und Ehrfurcht.

Wir können auch selbst die Hoffnung haben, einmal, in diesen Schutzmantel eingehüllt, in Würde unseren Lebensweg zu Ende gehen zu können.

Der Umgang mit Menschen in Krisen und auf dem Weg zu ihrem Ende lehrt uns immer besser verstehen, den Weg als Ganzes zu bedenken, nicht erst, wenn's an Sterben geht. Wir können lernen, abschiedlich zu leben vom ersten Atemzug an. Wenn wir uns an unseren doppelten Ursprung erinnern.

So ermutige ich mich selbst immer wieder und heute Sie, das innere Auge zu öffnen, offen zu halten. Uns einzulassen auf dieses Sehen mit dem inneren Auge, das uns inmitten der harten Realität von technischer Medizin, Forschung, Zeitmangel, und auch Schmerzen und Sterben den Blick der Ehrfurcht und Liebe offen hält und wir uns nicht beirren lassen.

Eine andere Art von Gewissheit und Hoffnung steht dann mit am Sterbebett. Vielleicht kann ein Mensch dann leichter gehen, zurück zum Ursprung. Und wir können unsere Arbeit als Begleitende besser, menschlicher und getroster tun.